

Ein Menschenfreund.

Kriminal-Roman von M. L. Magwell.

(11. Fortsetzung.)

Während Ida den Tee einrog und ihr Liebster, sich nützlich machend, ungeschickt Kuchen und Butterbrot herumreichte, ward Arnold der Zweck der Versammlung, in die er hineingerathen war, allmählig klar gemacht. Die Versammlung sollte in dem geräumigen vorderen Salon von einem halben Duzend Philanthropen abgehalten werden, und diese hatten viele ihrer Freunde eingeführt, daß sie ihnen zuhörten, wie sie von dem Zustand der Unwissenheit des Arbeiters in einem gegenwärtigen entlegenen Stadtviertel sprachen, und wie sie die Maßregeln für die Verbesserungen des gegenwärtigen Zustandes der Dinge erörterten. Subskriptionen zu diesem guten Werk würden eifrig veranstaltet werden, und wenn die Hörer fortgingen, sollte auf dem Treppenaufgang eine Sammlung vorgenommen werden.

„Es ist eine schreckliche Falle für Leute, die nicht wissen, was eine solche Versammlung bedeutet“, sagte Wilmot, gleichsam entschuldigend.

„Leute, die sich nicht für ihre Mitmenschen interessieren, sind nicht werth, daß sie leben“, sagte Ida, die in einer Atmosphäre von Philanthropie aufgewachsen war.

„Herr Greswold wird anwesend sein, der ein vorzüglicher Redner ist“, bemerkte Frau Borradaile.

„Über ein wenig geneigt ist, sich zu wiederholen“, warf Wilmot ein.

„Das ist, weil Du seinen Geschmack hast, Wilm“, erwiderte Ida, von dem Recht, ihren Liebsten anzufahren zu dürfen, Gebrauch machend. „Herr Greswold ist einfach ein vollkommener Redner.“

„Und ein höchst energischer und ernstlicher Mensch. Er ist Lord Hildbards rechte Hand“, sagte ihre Mutter.

„Ich hoffe, Lord Hildbard wird seine Hingebung belohnen, indem er ihn Lady Violet heirathen läßt“, sagte Ida.

„Wie gut auch Greswold ist, so würde er kaum eine passende Verbindung für die Tochter eines Lords sein“, bemerkte Frau Borradaile feierlich.

Herr Borradaile hatte sein Vermögen als Kaufmann erworben, und seine Frau war nie über ihre Ehrfurcht vor dem Adel hinweggekommen und betrachtete denselben als eine höhere Menschenart.

Der Bediente räumte den Theesisch ab, sie gingen Alle in den Salon, wo Reihen von Rohrstützen für das Auditorium aufgestellt waren, und Arnold ward zwei großen fastköpfigen Herren mit weißen Bärten, weißen Westen — Lord Hildbard und Herrn Borradaile — vorgeführt, die äußerlich lebensmüde waren und hofften, er würde sich für das Werk interessieren; endlich gab ihm Herr Borradaile eine von Lord Hildbard verfaßte Beschreibung, in der das centralafrikanische Zustände ähmliche Leben der Bewohner der Millicienstraße im östlichen Stadttheil in bewegter Sprache geschildert wurde.

Als Hilfsmittel gegen diese Uebelstände wurde vorgeschlagen: den ganzen Häuserblock anzukaufen, um Neubauten oder Verbesserungen auszuführen, und eines der Häuser in eine Kasse, ein anderes in ein öffentliches Wafschhaus umzuwandeln.

Während Arnold, dies lesend, in der vierten Reihe saß, begann sich das Zimmer zu füllen. Als er damit zu Ende war, ward seine Aufmerksamkeit auf eine junge Dame und einen Herrn gelenkt, die in der Tiefe des Fensters, in seiner nächsten Nähe, ernsthaft miteinander sprachen.

Der Mann war von mittlerer Größe, mager und erdig und hatte alle Freizeite der Jugend verloren; sein Kopf war gerade nicht hoch, doch sein Haar war dünn; sein Gesicht zeigte jene Londoner Blässe und den übermäßigen Ausdruck eines Menschen, der zu viel Gehirnarbeit verrichtet. Ein Journalist vielleicht, dachte Arnold. Seine Gesichtszüge waren feingekleinert, die Nase absterblich gebogen, die Lippen schmal und blutlos, aber das Kinn war edel und zu breit, um proportionirt zu sein; er war Eimer, den manche Leute sogar schön finden, den aber Niemand häßlich nennen konnte.

Seine Kleidung hatte jenen gewöhnlichen, aber korrekten großstädtischen Schnitt, der weder auffällig ist, noch mißfallen kann.

Das Mädchen, mit dem er sprach, war eine große, distinguirte aussehende Brünette, deren schwarzes Haar mit einer geradezu strengen Einfachheit aus der hohen, breiten Stirne zurückgestrichen war, wie es nur manchmal einem Gesicht unter hundertem steht. Der tadellose Bogen ihrer scharfmarkirten Brauen gab dem Gesicht Charakter, die schmale, gerade Nase und der festgeschlossene Mund verriethen Eitel, und nur das Lächeln, das selten diese umspielte, ließ weibliche Sanftmuth und Lieblichkeit vermuthen. Sie war ernst, als ihr Geschlecht und Alter rechtfertigten, und es schien, als wäre ihre Jugend von dem Glanz aller jener Menschen überschattet worden,

für welche Lord Hildbard gewirkt, seit sie auf die Welt gekommen war. Von hoher Geburt, berechtigt zu sein, in den höchsten aristokratischen Kreisen Englands verkehren zu können, bedeutete für Violet nichts. Elegante Unterhaltungen kannte sie nur dem Namen nach, ihre einzigen Vergnügungen waren, im thaurischen Morgen einen langen Ritt an der Seite ihres Vaters zu machen, Croquet oder Tennis mit den Valtorsöchtern zu spielen oder einen Spaziergang mit ihrer Erzieherin zu machen, einer Hannoveranerin, die seit dem Tode ihrer Mutter bei ihr aelbte war.

Andere Mädchen ihres Ranges folgten hundlang den Hundten, betheiligten sich an Treibjagden, andere hatten ihre jähnen Kagen, ihre eigenen Tanzunterhaltungen, spielten die Schachden, den Seraph, wie sie sich, lächerlich genug, selbst nannten, schwelgten im Phantastischen und liebten die Verschwendung; aber Lord Hildbards Tochter war, ohne sich um alle diese Sachen zu kümmern, aufgewachsen, sah ihnen nur von Weitem zu und wunderte sich, junge Gesichter in künstlicher Blüthe prangen zu sehen, wunderte sich, wie Mädchen ihres Alters Kleider und Hüte trugen, für deren Kosten man Wasserleitungen und neue Dächer auf den elenden Hütten der Dörfer ihrer Väter anlegen konnte.

Violet hatte in seiner Weise unter dem System ihres Vaters zu leiden, das man eher eine gute Oekonomie nennen konnte, in der nichts gespart und nichts verschwendet wurde. Ihre Erzieherin hatte ein hohes Gefühl gehabt, ihre französische Kammerjungfer war die beste, geschickteste und gewissenhafteste junge Person, die nach den sorgfältigen Erundigungen der evangelischen Pfarrer in Paris zu haben war. Alles was Lady Violet besah und trug, war das Beste, was man bekommen konnte; sie bewohnte ein schönes, altes Schloß bei Beverley und ein geräumiges Haus bei den Hyde-Parlaments, das in jeder Beziehung so prächtig war, daß die Idee, Lord Hildbards Lebensphilosophie könne etwas Düsteres oder Häßliches enthalten, nicht aufkommen konnte.

„Ach! uns Alles, was wir können, thun, um das Leben anderer Menschen glücklich zu machen, und dann können wir uns an dem eigenen erfreuen, saate er.“

Und nachdem sie den großen Schmerz über ihrer Mutter Tod, der, ehe sie elf Jahre wurde, erfolgte, überwunden hatte, konnte sich Lady Violet jede Stunde ihres Lebens erfreuen. Sie betete ihren Vater mit abgöttischer Liebe an; da gab es keinen Heiligen im Kaiender, den sie höher stellte als ihn.

„Er wird in Aller Gedächtniß leben, wenn wir Anderen todt und vergessen sind“, hatte sie zu Oliver Greswold eines Tages gesagt, als dieser zuerst ihren Vater gerühmt und dann bewaunt hatte, daß dessen beste Unternehmungen so vielem Widerstand begegnet müßten.

Greswold stand auf einer gesellschaftlich tieferen Stufe, war jedoch durch seine Theilnahme an den philanthropischen Unternehmungen in freundschaftliche, sogar familiäre Beziehungen zu Lord Hildbard getreten. Er hatte nach und nach die Stellung eines unbezahlten Privatsekretärs bei ihm eingenommen und ward mit belästigenden Angelegenheiten betraut als der bezahlte Beamte, dessen Feder bei dem Wert der Barmherzigkeit stets in Bewegung war.

Greswold war ein Radikaler, ein scharfer Denker, stark in Allen, was er that und dachte. Als Radikaler ging er noch weiter als Lord Hildbard, denn noch war er, während er zu niederen eifrig bestrebt war, nicht für das Aufwärtstreben und für die mögliche Veredelung der Massen, deren Sache er verfocht, begeistert. Obwohl er seine Ansichten über Religion sorgsam für sich behielt, fürchtete Lord Hildbard, daß er ein Ungläubiger sei, daß in seinem Glauben die engen Grenzen dieses kurzen Lebens die Möglichkeiten menschlicher Vervollkommnung ausschlossen. Stets sprach er von der Art, selten von dem individuellen Menschen.

Die Stühle wurden nach und nach besetzt, während Arnold müßig diese Beiden beobachtete, deren Gesichter ihn interessirten, da er vermuthete, sie wären mehr als alltägliche Freunde.

Er hielt noch immer den Blick auf sie gerichtet, als ihn von rückwärts eine Hand in lichtgrauem Handschuh leicht am Armel berührte und eine junge Stimme seinen Namen murmelte. Rasch drehte er sich um und entdeckte, daß Mary Freeland, reizend in Halbtrauer gekleidet, hinter ihm saß.

„Wie sonderbar, daß Sie heute hier sind“, sagte sie und wendete sich dann an eine alte Dame, die neben ihr saß. „Herr Wentworth — Frau Treffilian-Smith.“

Diese Hand ste und hielt ihm freundlich die Hand entgegen.

„Ach freue mich so sehr, Sie endlich

kennen zu lernen“, sprach sie liebenswürdig. „Ich habe Ihre ganze Familie getroffen, als ich bei meiner Schwester zu Besuch war. Frau Wentworth ist eine entzückende Frau. Kennen Sie Lord Hildbard?“

„Nur durch seine öffentliche Thätigkeit. Ich bin hier als Herr Borradaile's Gast. Kennen Sie ihn?“

„Sie sollten nie diese Frage stellen“, sagte Mary, „Frau Treffilian-Smith kennt jeden, sie giebt die schönsten Abende in ganz London.“

„Ach hoffe, Sie werden zu denselben kommen, obwohl Sie Fräulein Freeland ischelten müßten, da sie etwas überreist.“

„Es würde mir ein Vergnügen sein — nur ein ich — noch zu viel südafrikanischer Bilder, um mich auf elegante Sitzreize zu trauen. Ich würde vielleicht etwas Schreckliches anstellen, und Sie würden es bereuen, mich einzuladen zu haben.“

„Sie sind ein garstiger, unangenehmer Mensch“, flüsterte ihm Mary zu.

„Es würde ein langer Aufenthalt dazu nöthig sein, um einen Sohn der lieben Frau Wentworth umzuändern“, sagte Frau Treffilian-Smith; und dann rebot ein einleitendes Husten Lord Hildbards, der seinen Platz als Vordränger einnahm, allgemeines Schweigen.

Arnold, der nicht hierhergekommen war, um von dem Glanz in der Millicienstraße zu hören, fühlte sich in der nächsten Nachbarschaft Mary Freeland's unfähig glücklich. Wie ihre Augen vor Freude gelehnt hatten, als sie den seinen begegnet waren! Wie deutlich sie ihm zu verstehen gegeben, daß er nur zu begehren und zu werden brauchte! Die Wärme der Vereinerung mit ihr, das Paradies häuslichen Glückes, nach dem sich jeder rechte Mann sehnt, konnte er sich nennen!

„Doch wenn sie eines Tages sich von mir abwendet und sagt: „Sie habe immer gewußt, daß ich ein Mörder sei.““ sprach er düster zu sich selbst. „Ein Thor wäre ich, mir dies Glück anzueignen, ehe der Fled vom meinem Namen verschunden ist; alles Schreckliche, das mir in Zukunft geschehen könnte, würde ich verdienen.“

Er sah im Zimmer umher — instinktiv nach Wilmot und seiner Braut, und entdeckte sie alsbald, unbekümmert um den Vorgang, miteinander flüsternd nahe der Thür.

Lord Hildbard berichtete kurz über die jämmerlichen Zustände, die er und seine Mitarbeiter zu verbessern bemüht waren. Hierauf folgte ein Arzt, der Gesundheitsfragen erörterte, und dann sprach eine Dame in Diabonfärbung über Arantempfehle; danach kam ein Redner, der einen Vortrag über Moral hielt; jeder von ihnen führte Mittel an, um ein reines und sündenloses kleines Gen aus jenem ungelundenen Topfet zu machen, wenn Geld für Pflege, Arzneien, Missionsschulen, Wasserleitungen, Bienen, Eisternen und Kindergeräten vorhanden waren.

Ein Murmeln und Flüstern ging durch das Zimmer, als der Mann, der mit Lady Violet gesprochen, sich auf den Platz vor dem Tisch des Präsidenten begab und sich an das Auditorium wendete. Man sollte ihm, ehe er die Lippen geöffnet hatte, mehr Beifall, als der größte oratorische Schwung eines Anderen hervorzuwirken imstande gewesen war. Diese Thatsache allein würde Arnolds Aufmerksamkeit gewannen, wäre ihm das Aeußere des Mannes nicht bereits vorher aufgefallen.

„Ich bin so froh, daß Greswold sprechen wird“, sagte Frau Treffilian-Smith zu ihrem Nachbar; „er ist ein herrlicher Redner.“

„Zu erkünstelt für meinen Geschmack, auch wiederholt er sich schrecklich“, entgegnete der Herr, an den sie das Wort gerichtet hatte. „Ich habe denselben Ausbruch von Verehrtheit — denselben Redeschluß — wohl ein dutzendmal gehört.“

Dieser Greswold war ein vollkommener Redner, hatte es zu einer Kunst im Vortrage gebracht; die tiefe, ruhige Stimme, mit der er sprach, drang bis in die entferntesten Winkel des Zimmers. Mühselos nahm er die Zuhörer gefangen, theilte ihnen in einfacher Sprache einfache Thatsachen mit, die die vorherigen Redner unerwähnt gelassen hatten.

Und dann, von dieser schmudlosen Darstellung der Leiden ausgehend, schritt er, mit veränderter Stimme, die seine Zuhörer durchschauerte, zur Ansicht der Sozialisten, daß die Reichen nichts von den Sünden und Leiden der Heloten wüßten oder wissen wollten, die all die Schändlichkeiten dieses Lebens für eine mit Thranen genährte Brodtkruste auf ihre Schultern räumen.

Greswold's Ansichten mochten übertrieben, romantisch und ungesund sein; aber seine Worte fielen die Hörer in Bann, und wenige derselben hatten trodenen Auges seinen Worten gelauscht. In seiner tiefen Stimme lag ein Ton, der ihre Nerven wie von einem Albernem, inabnehmenden Sopran im Chor einer Kathedrale erschauern ließ.

Mary Freeland hatte Lust, die Hälfte ihres Einkommens hinzugeben, und selbst Frau Treffilian-Smith, die eine halbe Krone in den Sammelbeutel zu geben beschäftigt hatte, beschloß, einen Sovereign zu opfern. Auch Arnold hatte aufmerksam zugehört und gefand sich, daß ein Rednertalent wie dieses, eine große Gabe, eine große Macht sei.

Wenn ich ein so guter Redner wäre,

würde ich morgen insParlament gehen, dachte er und wunderte sich, daß dieser Mann bis heute noch nicht seinen Weg dahin gefunden hatte.

Blühlich schlug ein Ausdruck — ein Wort an sein Ohr, als wenn eine Kanone neben ihm abgefeuert worden wäre. Er beugte sich vor, ergriff zum Verger der vor ihm stehenden Dombären Stuhl mit beiden Händen, worauf diese sich umwendeten und ihm einen verweisenden Blick zuwarf, denn er hatte den düstigen Aufpaß an ihrem Nacken in Unordnung gebracht.

Er sah den Blick nicht. Seine Blide waren auf den Redner geheftet, seine Ohren sahen das Redners Worte ein.

Wort für Wort — Sah für Sah, vernahm er die kopirten henographischen Aufzeichnungen des Miethers aus der Dnevortstraße. Jede Silbe war in sein Gedächtniß gedrängt, er hatte nicht nöthig, das Papier aus seiner Brusttasche zu ziehen, gegen die sein erregtes Herz klopfte.

Dies mußte der Miether aus der Dnevortstraße sein — der Mann, der gegenüber Lisas Wohnung ein so zurückgezogenes Leben geführt hatte und binnen vierundzwanzig Stunden nach ihrem Tode verschunden war.

Ja, dieser mußte es sein. Nur trug er keine Brillen und war augenscheinlich nicht kurzichtig, denn er blide während des statischen Theiles seines Vortrages nur leicht hin auf seine Notizen; der klare, feste Bild seiner tiefen, grauen Augen gehörte keinem Menschen an, der an einem Augensehler litt oder je flüchten hatte. Er mußte die blauen Brillen in der Dnevortstraße aus einem besonderen Grund getragen haben, sich aus einem oder dem anderen Grunde verborgen gehalten, unter einem angenommenen Namen dort gelebt haben.

Arnold in seiner brennenden Mißbegierde konnte sich nur einen Grund vorstellen, nur an einen glauben: Daß der Mann dort ein vorzüglicher Mörder war, der lauernd, beobachtend auf die verhängnißvolle Gelegenheit wartete.

Solche Dinge kommen in Italien häufig genug, ja alltäglich vor. Das Opfer geht durch die Straßen Roms oder Florenz', durch die engen Gassen Benedias, die Arkaden Bologna's, achlos, ahnungslos, der Mörder ist leise hinter ihm, bereit, den verborgenen Dolch in seine Brust zu stoßen.

Doch war hier ein Motiv für heimlichen Mord vorhanden? Was für ein Grund, wenn nicht der, den Fraunce vermuthet hatte: „Ein Leben, das unterdrückt werden mußte.“

„Doch warum jenes obdure Leben unterdrücken? Welcher Art konnten die Beziehungen zwischen diesem Manne und Lisa Ranmer sein, daß ihr Dasein ein Schreden oder eine Sorge für ihn ward?“

War er ein ehemaliger Geliebter, ein Geliebter, von dessen Erbitzen Lisa in ihrem freiwilligen Gehändniß keine Andeutung gegeben hatte? Spielte er eine Rolle in einer Episode ihres Lebens, die sie, die so aufrichtig schien, ihm sorgsam verschwiegen hatte? Frend eine Verbindung mußte zwischen ihnen sein, wenn er wirklich der Mörder war; denn seine soziale Stellung schloß den Gedanken an einen Raubmord aus.

Ein stürmischer Applaus von beehandschügten Händen und ein gemurmelter Beifallschor erhob sich, während Arnold noch immer bestürzt dasah.

Greswold hatte es für gut befunden, die Versammlung mit einem Appell an die Herzen und Geldbörsen derZuhörer zu schließen, wie er es oft gethan, denn die guten Leute, mit welchen er gemeinam arbeitete, anerkannten seine Macht, auf den menschlichen Herzenssaiten zu spielen.

Die Leute bewegten sich zur Thür, Gold und Silber fiel in die seidenen Beutel, die Lady Violet und Ida Borradaile, an jeder Seite der Thür stehend, ihnen entgegenhielten.

Das Zimmer ward beinahe leer geworden, ehe Arnold sich gefaßt hatte und seine Umgebung und Mary Freeland gewahr wurde, die sich nach ihm umdrehte, während sie ihrer statischen Gardedame folgte.

Ehe sie die Thür erreichte, verweilte sie einige Zeit, um ihm Gelegenheit zu geben, sich ihr anschließen zu können.

„Es wird unten Tee genommen“, sagte sie zu ihm. „Möchten Sie für mich und Frau Treffilian-Smith nach dem besorgen? Es wird sicher ein großes Getränge geben.“

„Es wird mir ein Vergnügen sein.“

„Wie lieb von Ihnen! Greswold's Rede wußte mit kaltem Wasser über den Rücken. Ich werde mindestens fünfzig Guineen besteuern, doch ich sollte eigentlich das Einkommen eines Jahres hingeben.“

„Und ein Jahr lang ohne Essen und Kleidung sein?“

„In jedem Falle besser, als Eine von denen zu sein, die nicht wissen oder nicht wissen wollen, wie ihre Mitmenschen leiden. War Greswold nicht herrlich? Er durchschauert Einen mit den einfachsten Reden, mit den einfachsten Ausdrücken, und dann breitet er seine Schwärmen aus, wie Ruskin oder Carlyle.“

„Sie bewundern diesen Greswold wohl außerordentlich?“

„Als Redner“, antwortete sie rasch. „Sind Sie ihm schon früher begegnet?“

„Sehr oft. Er kommt manchmal zu Frau Treffilian, doch ich habe noch tonia mit ihm gesprochen, denn er ist immer sehr umdrängt.“

„Warum?“

„Weil er sehr angesehen ist, glaube ich. Er hält Reden, schreibt für die radikalen Zeitungen und ist scharflich wohlthätig und philanthropisch.“

„Und zweifellos auch religiös? Ein exemplarisch frommer Mensch.“

„Nein, das ist eigentlich das Traurige an ihm. Obwohl er so gut, selbstlos und aufopfernd ist, hat er keinen Glauben. Das ist traurig für Lady Violet.“

„Warum?“

„O, sie liebt ihn so sehr, und ich glaube, es wäre ihr recht, ihn zu heirathen — obgleich er nicht von vornehmer Geburt ist — wenn er nicht ein Freibeuter wäre.“

Um diese Zeit waren sie in den mit Menschen gefüllten Theesalon getreten, und Arnold führte sie in eine angenehme Ecke, wo sich Wilmot und Ida ihnen sogleich zugesellten.

Dreizehntes Kapitel.

(Bericht des Polizei - Inspektors.)

Meine Aufgabe war nun, die Identität des bebrillten Miethers in der Dnevortstraße mit Oliver Greswold, dem Redner und Schriftsteller auf sozialistischem und philanthropischem Gebiete, festzustellen und so möglich seinen Zusammenhang mit der Ermordeten zu entdecken.

Die Thatsache, daß sein Aufenthalt in einem obstrukten Hause in Bloomsbury geheim und verstoßener Art gewesen, bewies den angenommenen Namen und die dunklen Brillen. Nach Herrn Widdover's Entdeckung suchte ich meermals Gelegenheit, den Herrn zu sehen, sah ihn aber niemals Brillen tragen oder selbst ein Augenglas benötigen, noch erfuhr ich von Jemandem, daß er je das Eine oder das Andere benützt hätte. Der Diener seines Großvaters, mit dem ich mich wie zufällig befreundete, erzählte mir, daß Herr Oliver „das Auge eines Falten“ hätte.

Meine erste Aufgabe war nun, Alles, was ich konnte, über Greswold's Umgebung und Vorgeschichte herauszufinden, ehe ich mich an das Problem seiner Verbindung mit der Ermordeten machen konnte. Um den Zusammenhang zwischen den Beiden zu entdecken, mußte ich zuvor wissen, wer der Mann war und welcher Art das Leben gewesen, das er geführt.

Es war nicht schwer, etwas von seinem Leben und seiner Umgebung, so weit ihn die Welt kannte, zu erfahren, denn seine Theilnahme an des guten Lord Hildbards Werken hatte ihm den Charakter der Offenlichkeit verliehen.

Es war bekannt, daß er gegenwärtig über geringe Mittel verfügte, aber ein beträchtliches Vermögen von seinem Großvater, einem Mann in vorgeordnetem Alter, zu erwarten hatte, der in Clapham ein zurückgezogenes Leben in einem hübsch aussehenden Hause mit einigen noch bedeutenden Gründen von beträchtlichem Werthe führte.

Die Details meiner Arbeit werden Niemandem interessieren, man muß sich demnach in Gebuld fassen.

Durch Gebuld vermochte ich es, das verdriehliche Wesen des obersten Dieners in Greswold'schen Hause, der nahezu zehn Jahre daselbst gedient, zu überwinden, dessen Gedächtniß — ungetrübt von Buchwissen — ein wahrer Speicher von Geschichten war, die sich auf die Greswold'sche Familie bezogen. Gebuld und keine Auslagen für Cognac und Wein im Gasthaus „zum Blumentopf“ stellten mich auf freundschaftlichen Fuß mit Benjamin Ludgater, dem Kammerdiener und Factotum des Advokaten Andreas Greswold, der in Clapham als Millionär bekannt war. In weniger als einem Monat, vom Tage an, als ich mich in jenes Gasthaus bezogen hatte, wo der alte Diener seine Mühestunden verbrachte, wie ich von einem geschwätigen Krämerjungen erfahren, waren Ludgater und ich intime Freunde. Er hatte meiner Erzählung, daß ich ein in Putney wohnender Kaufmann sei, der sich vom Geschäft zurückgezogen, und daß ich um des Spazierganges willen zwei oder dreimal wöchentlich nach Clapham käme, Glauben geschenkt; und nach und nach, widerstrebend auf meine Bemerkungen über das Wetter und die Abendblätter eingehend, begann er aufzuhören und unterhielt mich fast den ganzen Abend mit endlosen Geschichten von seinem Herrn und dessen Familie.

Von ihm erfuhr ich, daß der alte Greswold auf sehr bescheidene Weise als Advokat in Gotton Garden angefangen hatte, jedoch mit Hilfe gewisser Geschäfte auf dem Turf sich zu einer Macht in allen auf denselben bezüglichen Fragen gemacht und seine Ersparrnisse so vortheilhaft verwerthet hatte, daß sie ihn in Stand setzten, Gotton Garden für Mayfair zu vertauschen.

In Mayfair lebte er nur für seine Geschäfte, und Ludgater hatte jene kleinen Dinners zu beaufsichtigen, wie sie nur von den wenigen Glücklichen gegeben werden, die einen Seinnwurf weit vom Berleckenplatz wohnen.

Erk nachdem er das fünfzigste Jahr zurückgelegt hatte, begann er, sich von den Beschäften zurückzuziehen und überließ die nach Clapham. Er würde nie dahin gezogen sein, wenn ihm nicht der Rest als Theil einer Schuld zugewallen wäre, die ein junger Mann zurückgelassen, nachdem er im Belkrennen Alles verspielt und sich das Leben genommen hatte.

Der alte Greswold hatte bald darauf, nachdem er das Haus in Clapham in Besitz genommen hatte, geheiratet und lebte einige Jahre lang mit großem Aufwande. Neben Ludgater hielt er noch zwei Bediente. Hier grün-

dete er sich auf den Ruf besonden Frömmigkeit: allabendlich und den Morgens häusliche Gebete, an Sonn und Feiertagen Kirchgang; Subskriptionen für wohlthätige Zwecke, liberale Behandlung der Dienerschaft.

Er hatte eine sehr schöne, um zwarzig Jahre jüngere Frau geheiratet, deren Verhältniß und Vorgeschieden selbst sein vertrauester Diener Ludgater nicht hatte entdecken können.

„Ich wußte so viel von ihr, als wenn sie aus den Wolken gefallen wäre... bis ich einmal hörte, wie sie miteinander stritten, und da warf er ihre Worte ins Gesicht, die klar bewiesen, aus welcher Klasse sie herstammte,“ erzählte mir Ludgater.

Sie paßten schlecht zusammen, waren recht unglücklich miteinander, jedoch wie auch ihr Vorleben gewesen, die Frau benahm sich in ihres Gatten Hause wie eine ehrbare Frau. Sie gebar ihm zwei Kinder, einen Knaben und ein Mädchen. Der Vater vergötterte das Mädchen, aber hofte den Knaben. Die Mutter betete den Knaben an und große, daß ihr Gatte das Mädchen vorzog. Damit begann der häusliche Krieg, ihr erster Streit war wegen der Kinder. Die Frau bekam die Schwindsucht und starb im Süden Frankreichs, ehe die Kinder heranwachsen; und nach ihrem Tode wurde die Tochter ihre eigene Herrin, gab jeder Laune nach und machte ihre weiblichen Dienstleute zu Sklaven.

Der Knabe lernte in der Schule und auf der Universität sehr gut, wurde Vertbeiger, heirathete die Tochter eines hervorragenden königlichen Rathes und begann bekannt zu werden, als sich auch bei ihm die Schwindsucht zeigte und er seiner Mutter in das Grab folgte.

Er hinterließ einen siebenjährigen Sohn und eine Wittwe, die viel zu hoch war, um lange verwitwet zu bleiben. Es war kein Heirathsvortrag geschlossen worden, und so mußte ihn der Großvater zu sich nehmen und um sich dulden. Es war nie mehr als ein Dulden gewesen, erzählte sich Ludgater.

Wie gut sich auch sein Entel in der Schule aufführte, wie viel Ehren er auch in Cambridge gewann, der Alte behandelte ihn kalt und hielt ihn in Bezug auf Geld sehr knapp.

Ehe der Entel ins großväterliche Haus gekommen war, hatte die Tochter dasselbe für immer verlassen. Sie war in einer Sommernacht, nach einem heftigen Streit mit ihrem Vater, verschwunden, nach einem Streit, der schlimmer als der ärgste gewesen, dessen sich Ludgater entsinnen konnte. Das Mädchen hatte das Haus ihres Vaters zornig und trozig verlassen, um ihr Loos mit dem Mann zu theilen, den ihr Vater einen Schwindler genannt hatte. Ludgater hieß ihn „einen adeligen Sprößling“, da er von hoher Geburt aber von niedrigster Denkmungsart gewesen war.

Ihr Vater schwur, sie nie wieder sehen zu wollen... und hatte seit jener Nacht nie ihren Namen vor Ludgater genannt.

„Sie können all das Zeug aus dem Schlafzimmern und dem Soudoir hinauswerfen und die Thüren beider Zimmer verschließen“, hatte er zu Ludgater gesagt.

Der alte Diener dachte, daß mit dem Worte „Zeug“ Alles, was Fräulein Greswold persönlich gehörte, gemeint war, und berührte deshalb nichts, weil er glaubte, daß sich ihr Vater im Laufe der Zeit besänftigen werde.

Er schloß die Thüren an allen Fenstern, verperrte die beiden Thüren und übergab die Schlüssel seinem Herrn, der sie verlangte; und die Zimmer wurden seines Wissens nicht mehr geöffnet, seit sie geschlossen wurden.

„Sie können diese Fenster mit den alterthümlichen venezianischen Läden von der Straße aus sehen“, sagte Ludgater; „und Sie können sich vorstellen, wie die der Staub liegen muß und wie die Spinnweben nach diesen dreißig Jahren überall hängen müssen.“

(Fortsetzung folgt.)

„Es soll der Dichter mit dem Ad-nig gehen.“

Der Herrscher der Mode, Eduard der Siebende, König von England und Kaiser von Indien, kleidet sich — so meldet der Figaro — auch jetzt noch so elegant, wie einst als Prinz von Wales. Der Monarch legt jetzt mehr als je zuvor Werth drauf, „der besagte Mann in Großbritannien und Irland“ zu bleiben. Aber er will seine Eleganz auch nicht allzu theuer bezahlen, und deshalb hat er jüngst mit seinem Schneider folgende Preise vereinbart: Für eine Hobe 50 bis 60 Franken, je nach dem Stoff, der verarbeitet wird; für einen Oberrock mit dazu gehöriger Weste 270 Franken. Ein ganzer Gehirntonang darf nicht mehr kosten als 200 bis 220 Franken und für einen Frackanzug mit weißer Weste zählt der König 400 Franken.

Ein Rival des Königs ist der Dichter! Gabriele D'Annunzio kann sich rühmen, eine Garderobe sein eigen zu nennen, welche den Reiz jedes Danbns ermeden muß. Die Westminster Gazette giebt folgendes Verzeichniß davon wieder: 72 Hemden; Strümpfe jeder Art — 12 Duzend; Hüte, Gesellschaftsanzüge, Smoking's, Zoppen — unzählige; Straßenzughandschuhe — 48 Paar; Gesellschaftshandschuhe — 24 Paar; 8 Regenmäntel von violetter Farbe; 10 grüne Sonnenhüte; 20 Duzend Taschentücher; 150 glänzende und bunte Cravatten; 10 Westen, 14 Paar Promenadenhüte und 2 Paar „Janie, geräucherte und zitternde“ Pantoffeln.